

Leicht verfremdete Hakenkreuze

Beim Besuch auf dem Obersalzberg zeigen unzählige Bunkerschmierereien, dass in Hitlers Berg ein idyllisches Refugium der



Gänge im „Bormann-Bunker“, einem Teil der weitverzweigten unterirdischen Anlage, am Obersalzberg in den Berchtesgadener Alpen.

Von K. Erik Franzen

Schlechte Aura, der Berg hat Secht ein Problem. Oder habe ich nur ein Problem mit dem Berg? Schon unten in Berchtesgaden überkommt mich ein krank machendes Gefühl: Der Talkessel mit seinem semi-urbanen Zentrum hat den Zweiten Weltkrieg ziemlich heil überstanden. Und nun reden alte und neue Steine auf mich ein: das Gemisch aus emphatischer Touristenseligkeit und verblässenden NS-Ensembles lässt mich frieren. Als Münchner ist man einiges gewohnt, aber ich will dennoch der Sonne entgegen. Also nach oben, auf den Obersalzberg.

Doch der fette Vergangenheitsnebel kriecht von unten hoch. Der Obersalzberg war „Hitlers Berg“. Kehlsteinhaus, den Watzmann im Blick, der Berghof. Man kennt das inzwischen mühsam decodierte Verhältnis von Natur und Diktatur. Und deshalb wollen vielleicht auch heute noch so viele hier hin: Die diffus abgespeicherten Bilder im Kopf sollen mit einem sonnigen Sinneseindruck abgeglichen werden.

Nach zahlreichen Kurven sehe ich ein Schild mit der Aufschrift „Hotel Zum Türken“ und biege nach links. Endlich der Parkplatz. Ich will mein anhaltendes Unwohlsein weglachen. Also lache ich beim Anblick des Schildes „Eingang Bunkeranlagen – Mit den Gefängnissen und den Schießscharten des Reichssicherheitsdien-

tes“. Der „Türke“ hat sich seit Jahren eine lukrative Einkommensquelle gesichert: Direkt vom Parkplatz aus erreicht man einen Teil des groß angelegten unterirdischen Bunkersystems der nationalsozialistischen Führungselite.

Unverfälschtes Ambiente

„Die historische Vergangenheit ist bei uns allgegenwärtig und Sie erwartet ein unverfälschtes Ambiente der 50er und 60er Jahre“. Ich habe nicht gedacht, dass eine Selbstbeschreibung so zutreffend sein kann. Das erinnerungskulturelle Ambiente des Hotelgeländes transpiriert den Muff einer in Deutschland vielleicht nie wirklich ganz untergegangenen Zeit. Und transportiert gleichzeitig ein verschämt unverschämtes Abbild ewig aktueller Nazispießerei. Damen und Herren, treten Sie ein. At-

men Sie tief durch und erleben Sie ein bisschen Horrorschau: Hey, hier kommt Adolf, Vorhang auf.

Freundlich lächelnd löst die Frau am Eingang das Ticket. Ich steige hinab. Ich suche nichts. Ich finde: Feuchte Wände, übersät mit Einkerbungen von Besuchern. Ich erinnere mich an die Geschichte der Entdeckung der Höhle von Lascaux 1940 in Frankreich, von der ich als Schuljunge fasziniert war. Die steinzeitlichen Höhlenmalereien zeigen Ochsen, Pferde und menschliche Hände und gehören zu den ältesten menschlichen Kunstwerken. Coole Graffiti. Hier am Obersalzberg haben Besucher aus aller Welt auch etwas hinterlassen. Nachrichten aus der Gegenwart. Während die bläulich verfärbten Postkartenfotos im Eingangsbereich noch harmlos schimmern, zeigen sich hier unten die

Auswüchse verstörter Frontallappen in aller Schärfe. Die unzähligen Bunkerschmierereien sind eindeutig rassistisch, antisemitisch, NS-verherrlichend: „Keine Vergasungen“, „Skinheads“, „Adolf reviens vite“. Dazu Hunderte von Hakenkreuzen, die nur leicht „verfremdet“ worden sind durch Überzeichnungen, Verzerrungen, Ausmalungen. Endlich verstehe ich die ungebrochene Aktualität von Martin Kippenbergers Bild „Ich kann beim besten Willen kein Hakenkreuz entdecken“. Er muss hier gewesen sein. „Hitlers Berg“ erbricht an dieser Stelle eine klare Sprache. Die Spur der Steine führt mitten ins Wir und Jetzt.

Dazu die Schimmelpilze. Die Mehrzahl von ihnen führt gewöhnlicherweise ein unauffälliges Dasein als Sapotrophen. In diesen dunklen Bunkergängen legen sie

jedoch eine unvergessliche Performance hin: Nach zwanzig Minuten habe ich das Gefühl, die Human-Parasiten hätten sich meiner Lunge und meines Gehirns bemächtigt. Nichts wie weg. Oben, wieder in der Idylle, steckt mir der Nazi-Schimmel noch im Kopf. Warum ist der Blick von hier oben nur so wunderschön? Mir scheinen die Berge wie mit einer dünnen Schicht aus wärmebeständiger Bitterschokolade überzogen.

Ausstellung gegen Nazitourismus

Ich beobachte die Besucher der Bunkeranlagen, die um das Gebäude herumstreunen. „Bei Ihrer Reiseplanung sollten Sie daran denken, dass Sie im ‚Türken‘ keine Cocktails am Pool erwarten, sondern mehr Nostalgie ... und genau das macht unseren Charme aus.“ Alles Nazis außer Icke?

ZUR SACHE

Auf dem Obersalzberg bei Berchtesgaden hatte Hitler ab 1933 eine Sommerresidenz bauen lassen. Auf vielen Fotos ist bis heute das idyllische, entspannte Leben auf dem Berg zu sehen. Unter der etwa 100 Hektar großen Anlage befindet sich ein ausgedehntes Bunkersystem.

Die NS-Dokumentationsstelle, konzipiert vom Institut für Zeitgeschichte, erinnert an die gesamte Geschichte der nationalsozialistischen Terrorherrschaft, sie bezieht einen Teil des damaligen Bunkersystems mit ein. www.obersalzberg.de



Hakenkreuze kann man im Obersalzberg viele finden.



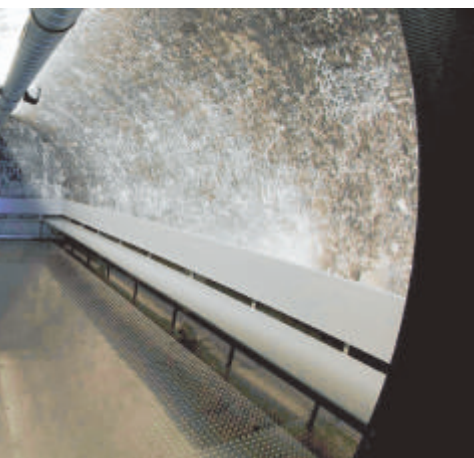
Hier berichten KZ-Überlebende vom

Nazi-Nostalgie lebendig ist

Gäbe es nicht das vorbildliche Korrektiv zu diesem nostalgischen Geschichtsbild in Form der „Dokumentation Obersalzberg“ nur unweit entfernt – man müsste den Berghang abtragen. Ganz explizit wenden sich die Verantwortlichen der Informationsstätte vom Institut für Zeitgeschichte gegen jegliche Form des Nazi-Tourismus. Die vom Freistaat Bayern geförderte Dauerausstellung in der geschichtsträchtigen Provinz leistet in dieser Beziehung zähe Aufklärungsarbeit.

Auch in der bayerischen Landeshauptstadt ist solche Arbeit dringend nötig. Der Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit hat sich hier in den Jahrzehnten nach dem Krieg beinahe zum Skandal ausgeweitet, besonders das städtebauliche Bild offenbart amnesische Züge (siehe FR vom 22.12.2006). Doch mühsam ernährt sich der Geschichtsmaulwurf: Nach der Stadt München und dem Land Bayern hat sich auch der Bund grundsätzlich zur Förderung eines zeitgeschichtlichen Projekts bereit erklärt. Im Entwurf zum Bundeshaushaltsplan 2008, der Ende November verabschiedet werden soll, sind Mittel zur Errichtung eines „NS-Dokumentationszentrums“ in München auf dem Gelände des früheren „Braunen Hauses“ vorgesehen. Aus der Hauptstadt mit dem bewegten Herz soll schließlich nicht „Hitlers München“ werden.

Schlechte Aura? Die Geschichte des Obersalzbergs umfasst natürlich nicht nur die NS-Epoche. Hitler beendete letztlich durch seine Enteignungen die Zeit als aufkeimendes Prominentenrefugium. Ein Großteil der gegenwärtig mehreren Hunderttausend Touristen jährlich kommt allerdings vermutlich genau wegen der nationalsozialistischen Aufladung des Gebiets. Einige holen sich hier einen saftigen Gruselkick, andere wallfahren zu den materiellen Rudimenten, an denen sie ihr faschistisches Mütchen kühlen. Manche lassen sich durch das Dokumentationszentrum aufklären. Zunehmend mehr Besucher blicken über all das einfach hinweg: Man kann hier Golf spielen, Ski fahren, in einem Luxushotel übernachten und in einem Sterne-Restaurant essen – wenn einem das Obersalzberger Allerlei dieser kruden Topographie eines Täterortes nicht im Hals stecken bleibt. Ich fahre so schnell es geht den Berg hinunter. Unten angekommen, riecht es nach verbrannten Bremsen.



Tonband über die Lager. PETER KNEFFEL/DPA (3)



Stimmliche Präsenz: Hilary Summers und Anu Komsu.

RAPHAEL PIERRE

Leuchtende Inseln

George Benjamins „Into the little Hill“ im Bockenheimer Depot

Von Hans-Jürgen Linke

Im roten Anzug, angeleuchtet im Halbdunkel stehend, singt Hilary Summers mit ausdrucksstarker Altstimme vom Minister, der im grünen Aprillicht ein Baby küsst und denkt: „Wir haben keine Feinde/wir leben in Frieden/im Schatten des kleinen Hügels/am Horizont unserer Stadt.“ Der Minister hat nichts gegen Ratten, seine Tochter hält eine als Haustier, aber er will wieder gewählt werden. Also erfüllt er der Menge den Wunsch, gegen die Ratten einen Exterminator einzusetzen. Der erledigt das Problem mit Hilfe von Musik, wie man weiß.

Die Sage vom Rattenfänger scheint so weit verbreitet wie die Ratten selbst. Sie ist eine Geschichte über die leichtsinnig unterschätzte Macht der Musik, über die offenbar berufsnotwendige Unredlichkeit von Politikern und sie ist nahezu universell. Martin Crimps Libretto-Versdrama variiert den Stoff, fügt thematisches Variationsmaterial hinzu, ohne den Bedeutungshorizont einzuschränken; all das geschieht behutsam, unabweisbar, sanft.

George Benjamin hat daraus kein Musiktheater mit Bühnen-Ensemble und Orchester im Graben

gemacht. Dem Stück „Into the Little Hill“, das seine deutsche Erstaufführung bei der Oper Frankfurt im Bockenheimer Depot erlebte, liegt eine elaborierte Bänkelsänger-Dramatik zugrunde: Zwei Sängerinnen changieren zwischen erzählerischen Partien, demonstrierenden Phasen und Rollenspiel; sie spielen die Geschichte von den Kindern nicht vor, sondern erzählen sie, dramatisch angereichert, nach.

Die Sage vom Rattenfänger scheint so weit verbreitet wie die Ratten selbst

Und endlich einmal wird hier die Musik nicht unterschätzt. In drei Gruppen, durch erleuchtete Laufstege voneinander getrennt, sitzt das Ensemble Modern im sagenhaften Halbdunkel auf einer Art Wald- oder Rindenmulch-Boden, in der schwarzen Rückwand gibt es zwei hell erleuchtete Türen und später einen kleinen optischen Trick (Bühne und Regie: Daniel Jeanneteau, Licht: Marie-Christine Soma). Hilary Summers übernimmt die epischen Passagen, Anu Komsu (Sopran) im weißen Kleid die lyrischen und dramatischen.

Die stimmliche Präsenz und souverän versammelte Ausdruckskraft beider Sängerinnen ist eindrucksvoll und raumfüllend, man würde ihnen jede andere Geschichte abnehmen. Franck Ollu und das Ensemble Modern realisieren eine präzise ausgeführte Fülle an Klangfarben in dynamischer Feinstabstimmung mit den beiden Sängerinnen, so dass die Musik ein faszinierend kompaktes Geschehen bildet, eine anheimelnde und ungewohnte Klangwelt, die leuchtende Inseln in den düsteren Raum bringt.

Wie eine Ouvertüre sind dem Stück zwei Präludien vorangestellt: Geneviève Strosser und Garth Knox (beide Viola) spielen George Benjamins „Viola, Viola“, ein dialogisch verzahntes lyrisches Linienwerk, und Jagdish Mistry spielt „Three Miniatures“ für Violine solo als Dialog eines Instruments mit sich selbst. Es entsteht, auf der Grenze zwischen szenischem Konzert und Musiktheater, eine arrondierte Umgebung von gleichmäßig hoher Intensität. Niemand will hier einen Mythos entzaubern, niemand gräbt im kleinen Hügel nach den Tatsachen.

www.oper-frankfurt.de

NACHRICHTEN

Pina Bausch mit Kyoto-Preis geehrt

Die international gefeierte deutsche Choreografin Pina Bausch (67) hat am Samstag für ihr Lebenswerk den Kyoto-Preis 2007 erhalten. Die Auszeichnung ist neben dem Nobelpreis eine der weltweit wichtigsten Ehrungen in Kultur und Wissenschaft. Bei einer feierlichen Zeremonie in der alten japanischen Kaiserstadt Kyoto nahm Bausch im Beisein der japanischen Prinzessin Takamado und von mehr als eintausend Persönlichkeiten aus Wirtschaft, Politik und Kultur aus aller Welt die pro Kategorie mit 50 Millionen Yen (etwa 300 000 Euro) dotierte Auszeichnung entgegen. „Ich bin mehr als tief berührt über die außergewöhnliche Ehre“, sagte Bausch. „Durch diese Ehrung sehe ich alles, was ich tat und tun werde, mit einem verstärkten Bewusstsein, mit erneuter, anderer Verantwortung.“

Neue Millionen für Berliner Staatsoper

Die Berliner Staatsoper Unter den Linden mit Generalmusikdirektor Daniel Barenboim kann nach dpa-Informationen mit einer deutlichen Erhöhung ihres Etats in den nächsten Jahren auf 41 Millionen Euro rechnen. Im Zuge der bisher geplanten Einsparungen bei der Berliner Opernstiftung wäre der Etat der Lindenoper nach 2009 sonst vermutlich bis auf 31 Millionen Euro gesunken. Die deutliche Etatabsicherung durch das Land Berlin sieht der Vertrag mit dem Bund über die Kosten und Sonderbelastungen der Hauptstadtfunktion vor, der demnächst unterzeichnet werden soll. Zu den Unterzeichnern werden der Regierende Bürgermeister Klaus Wowereit (SPD) und vermutlich auch Bundeskanzlerin Angela Merkel (CDU) gehören. Bestandteil des Vertrages ist die Zusage des Bundes, sich mit 200 Millionen Euro an der Grundsanierung Oper zu beteiligen.

Ein Salonfranzose aus Wien

Sein Spiel war Sprechkultur, Disziplin und Verführung: der Schauspieler Romuald Pekny ist tot

Von Peter Michalzik

Ende der Fünfziger Jahre sollte der Schauspieler Romuald Pekny von Köln nach Frankfurt wechseln. Der Vertrag platzte, worüber der Frankfurter Intendant Harry Buckwitz so erbost war, dass er einen Brandbrief an Pekny und viele Intendanten schickte, auch an Hans Schweikart von den Münchener Kammerspielen. Schweikart reagierte schnell, schaute sich Pekny an und engagierte ihn. 33 Jahre war Pekny daraufhin eine der tragenden Säulen des legendären Ensembles der Kammerspiele. In Frankfurt hat er dagegen nie gespielt.

Größe hatte vor allem Peknys geschmeidige, weiche, hochartifizielle Sprechkultur, wie ein verwöhnter Genießer machte er seine Sätze zu perlenden Wortgirlanden. Seine Figuren schienen

gleichzeitig von ihm etwas höchst Diszipliniertes mit auf den Weg zu bekommen, wie wenn er und auch ihre Sprache einen Stock verschluckt hätten. Das gab ihnen eine zerbrechliche Würde.

Mit diesem Habitus konnte Pekny großartige Bösewichter und Teufel erstehen lassen. Sein Jago und sein dritter Richard, die er Anfang der Sechziger Jahre in München (und auch am Wiener Burgtheater) spielte, waren legendär. Dass er 1987 in Dieter Dorns gefeiertem und verfilmten „Faust“ als Partner von Helmut Griem den Mephisto spielen musste, war unumgänglich. Am reinsten war Romuald Peknys Eigenart aber möglicherweise in Heiner Müllers „Quartett“ zu sehen. Erinnerte er mit seinem schmalen Oberlippenbart (wie Clarke Gable in „Vom Winde verweht“) nicht schon immer an einen distinguierten fran-



Romuald Pekny bei der Präsentation des Faust-Films. DPA

zösischen Adligen, an den parfümierten Edelmann, der schon deswegen so boshaft ist, weil er Gefühle so distanziert betrachtet wie andere ihre Fingernägel. Pekny konnte seinen Figuren dabei etwas Wienerisches geben, etwas Mafiöses, etwas verwegenes Obszönes und etwas Undurchdringliches, ganz wie Rollen und Regisseure es verlangten. Mit Romuald Pekny stand der französische Salon des 17. und 18. Jahrhunderts auf deutschen Bühnen.

In Wirklichkeit war Pekny Wiener, er war Wiener durch und durch, aus Ottakring, einem Stadtteil, von dem aus einem viele Bereiche des Lebens von vornherein verschlossen sind. Ein schwieriger Weg führte ihn über Arbeitslosigkeit, Linz, Basel und Köln nach München. In Linz ist er am Freitag nach schwerer Krankheit im Alter von 87 Jahren gestorben.